

LAURENT GOUNELLE  
Gott reist immer incognito



GOLDMANN

Lesen erleben

### *Buch*

Alan steht auf dem Eiffelturm, bereit zu springen, weil ihm das Leben ohne Sinn und Ziel erscheint. Plötzlich spürt er eine Hand auf seiner Schulter ruhen: Ein älterer Mann mit faszinierenden blauen Augen vermag ihn von diesem Sprung abzuhalten; mit überzeugenden Worten verspricht er Alan ein neues, erfülltes Leben, sofern er sich bestimmten Aufgaben stellt. Von da an ist nichts mehr wie es war. Alan gerät in einen Strudel voller aufregender Ereignisse. Doch peu à peu beschleichen ihn Zweifel: Was hat der Mann mit ihm vor? Wer ist er? Und wer sind die geheimnisvollen Personen in seiner Umgebung? Die Entdeckungen, die Alan dabei macht, sind alles andere als beruhigend...

### *Autor*

Laurent Gounelle, 1968 geboren, studierte Soziologie und Philosophie an der Universität von Santa Cruz, Kalifornien. Seit fünfzehn Jahren beschäftigt er sich mit Neurowissenschaften, Schamanentum und östlichen Weisheitslehren. Heute unterrichtet er Persönliche Entwicklung an der Universität von Clermont-Ferrand.

Bei Goldmann ist von Laurent Gounelle außerdem erschienen:  
Der Mann, der glücklich sein wollte (21893)

Laurent Gounelle

Gott reist  
immer incognito

Aus dem Französischen von Jochen Winter

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel  
»Dieu voyage toujours incognito« bei Éditions Anne Carrière, Paris.



Verlagsgruppe Random House FSC®-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*München Super* liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe August 2011  
© 2010 der deutschsprachigen Ausgabe  
Wilhelm Goldmann Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
© 2008 Éditions Anne Carrière  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München  
Umschlagmotiv: Mauritius images/Herbert Kehrler  
Redaktion: Johannes Bucej  
SB · Herstellung: cb  
Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-21944-5  
  
[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Für Jean-Claude Gounelle (1932–2006).

Du fehlst mir, Papa.

*Das Leben ist ein Wagnis.  
Wer nichts gewagt hat, hat nicht gelebt.  
Gerade dies verleiht ihm ...  
einen Geschmack von Champagner.*

Schwester Emmanuelle

# 1

Die milde und laue Nacht hüllte mich ein. Sie nahm mich in ihre Arme, trug mich. Ich spürte, wie sich mein Körper allmählich in ihr auflöste. Schon hatte ich das Gefühl, in den Lüften zu schweben.

*Noch ein Schritt ...*

Ich hatte keine Angst, ganz und gar nicht. Die Angst war mir fremd, und ihr Begriff kam mir nur deshalb in den Sinn, weil ich befürchtet hatte, sie könnte jetzt von meinen Gedanken genauso Besitz ergreifen wie in den letzten Tagen. Ich wollte nicht, dass sie plötzlich wieder auftaucht und mich zurückhält, dass sie alles verdirbt ...

*Ein kleiner Schritt ...*

Ich hatte mir vorgestellt, das Geschrei der Stadt zu hören, und war nun überrascht von der Ruhe. Nicht von der Stille, nein, von der Ruhe. Alle Geräusche, die zu mir drangen, waren leise, weit entfernt, und sie wiegten mich, während sich meine Blicke in den Schimmern der Nacht verloren.

*Ein weiterer Schritt ...*

Langsam, sehr langsam balancierte ich über den Stahlträger, den die so eigentümliche Beleuchtung in dunkles Gold verwandelt hatte. In dieser Nacht waren der Eiffelturm und ich vollkommen eins. Ich ging auf Gold, atmete äußerst behutsam die warme und feuchte Luft ein, ihre seltsame, verlockende, berauschte Würze. Unter meinen Füßen, einhundertdreiundzwanzig Meter tiefer, lag Paris und bot sich mir dar. Die funkelnden Lichter der Metropole waren zugleich blinzelnde Augenlider, Signale. Geduldig, sich ihrer Unwiderstehlichkeit bewusst, wartete sie darauf, von meinem Blut befruchtet zu werden.

*Noch ein Schritt ...*

Ich hatte diese Tat reiflich überlegt, beschlossen und sogar vorbereitet. Ich hatte sie gewählt, bejaht, in den Zusammenhang eingebunden. Ich hatte mich in aller Ruhe entschieden, einem Leben ohne Ziel, ohne Sinn ein Ende zu setzen. Einem Leben, dem ich nichts mehr abgewinnen konnte, das die Mühe lohnte. Diese Überzeugung hatte sich nach und nach auf schreckliche Weise in mir eingenistet.

*Ein Schritt ...*

Meine Existenz war eine Folge von Fehlschlägen, die bereits vor meiner Geburt begonnen hatten. Mein Vater – falls man den gewöhnlichen Erzeuger, der er war, so bezeichnen kann – hatte mich nicht für würdig befunden, ihn kennenzulernen: Er ließ meine Mutter im Stich, als sie ihm mitteilte, schwanger zu sein.



War sie mit der Absicht, mich zu beseitigen, in eine Pariser Bar gegangen, wo sie ihren tiefen Kummer in Alkohol ertränkte? Die zahlreichen Gläser, die sie mit dem amerikanischen Geschäftsmann trank, den sie dort getroffen hatte, führten jedoch nicht dazu, dass sie ihren Scharfblick verlor. Er war neununddreißig, sie sechszwanzig; von Angst gepeinig, beruhigte sie die Lässigkeit, die er zur Schau trug. Er schien gut situiert, während sie um ihr Überleben kämpfte. Ebenso hellichtig wie hoffnungsvoll gab sie sich ihm in jener Nacht hin. Am frühen Morgen zeigte sie sich sanft und verliebt, und ich werde niemals wissen, ob er ihr mit Aufrichtigkeit oder einfach nur aufgrund von Schwäche antwortete: Ja, sollte sie je schwanger werden, würde er sich wünschen, dass sie das Kind behielte und an seiner Seite bliebe.

Sie folgte ihm in die Vereinigten Staaten. Dort, im Land der Fettleibigkeit, wunderte sich niemand darüber, dass ich bei meiner Geburt nach bereits siebeneinhalb Monaten fast drei Kilo wog ... Man verpasste mir einen der üblichen Vornamen, und so wurde ich Alan Greenmor, amerikanischer Staatsbürger. Meine Mutter lernte Englisch und schaffte es, sich mehr schlecht als recht in ihre Wahlheimat einzufügen.

Die Ereignisse danach waren weniger glorreich. Fünf Jahre später verlor mein Stiefvater seine Stelle, und angesichts der Schwierigkeit, inmitten der wirtschaftlichen Krise vor der Reagan-Ära eine neue zu finden, gab er sich mehr und mehr dem Alkohol hin. Das Räderwerk, das ihn erfasste, drehte sich

schnell: Er wurde übellaunig, wortkarg, depressiv. Meine Mutter, angewidert von seiner Teilnahmslosigkeit, warf ihm ständig vor, dass er sich gehen ließe. Sie nahm ihm das wirklich übel und versuchte pausenlos, ihn zu provozieren. Noch das kleinste Detail diente ihr als Vorwand für weitere Anschuldigungen. Da ihr Mann nicht reagierte, ging sie zu Angriffen über, die immer persönlicher wurden und an Beleidigung grenzten. Es schien, als wäre sie befriedigt, wenn er endlich in Wut geriet, als zöge sie seinen Grimm dem Phlegma vor. Ihr teuflisches Spiel versetzte mich in Schrecken. Ich liebte meine Eltern und ertrug es nicht mit anzusehen, wie sie sich gegenseitig zerstörten. Die Wutausbrüche meines Vaters waren selten, aber explosiv, und ich fürchtete mich vor ihnen genauso, wie meine Mutter sie mit offenkundigem Ungestüm herbeisehnte. Dann und wann wurde ihr eine Reaktion von seiner Seite zuteil, ein Blick in die Augen, eine Geste. Sie hatte einen Gegner vor sich, dem sie mit Schlagfertigkeit begegnete. So konnte sie ihrem angestauten Groll Luft machen und sich verbal austoben.

Als er sie eines Abends schlug, war ich weniger geschockt von seiner Gewalttätigkeit als von dem perversen Vergnügen, das ich in der Miene meiner Mutter wahrnahm. Eines Nachts, da ihr Streit besonders schlimm ausartete, sagte sie ihm ins Gesicht, dass ich nicht sein Sohn sei, was auch mir bis dahin unbekannt war ... Er verließ das Haus am Tag darauf und wurde nie wieder gesehen. So hatte auch mein zweiter Vater mich im Stich gelassen.

Meine Mutter kämpfte darum, uns am Leben zu erhalten. Sie arbeitete sechs Tage in der Woche endlose Stunden lang in einer Wäscherei. Jeden Abend brachte sie von dort jene so charakteristischen chemischen Gerüche mit nach Hause, die ihr überallhin folgten. Wenn sie mich zur Schlafenszeit im Bett umarmte und küsste, erkannte ich nicht mehr den geliebten Duft meiner Mutter wieder, der mich vorher besänftigt, mit Zärtlichkeit umhüllt und in den Schlaf gewiegt hatte.

*Ein Schritt, dann noch einer ...*

Anschließend wechselte sie von einem kleinen Job zum nächsten, jedes Mal in dem Glauben, aufsteigen zu können, irgendwann befördert zu werden und ihren Lebensunterhalt leichter zu verdienen. Sie ging vom einen Geliebten zum anderen über in der Hoffnung, einen an sich zu binden und einen neuen Hausstand zu gründen. Meines Erachtens wurde ihr irgendwann jedoch bewusst, dass all diese Hoffnungen hinsichtlich ihres Lebens vergebens waren, und fortan konzentrierte sie sich auf mich. Ich würde dort Erfolg haben, wo sie gescheitert war. Ich würde dermaßen viel Geld verdienen, dass auch sie davon profitierte. Nun machte sie meine Ausbildung zu ihrer obersten Priorität. Ich war aufgefordert, gute Noten nach Hause zu bringen. Bei Tisch kreisten unsere Gespräche um die Sekundarstufe I, meine Lehrer und meine Ergebnisse. Meine Mutter wurde zu meiner Trainerin; ich war ihr Schützling. Mit ihr Französisch und mit den anderen Englisch sprechend, wuchs ich zweisprachig auf. Gebetsmühlen-

artig wiederholte sie mir gegenüber, dass ich dadurch über einen wichtigen Vorteil verfüge. Zweifellos würde ich ein internationaler Geschäftsmann oder ein bekannter Dolmetscher werden – und warum nicht im Weißen Haus? Nur die Versager hätten keinen Ehrgeiz. Einmal sah sie mich sogar als Außenminister. Aus der großen Angst, sie zu enttäuschen, gab ich mir im Unterricht alle Mühe und erzielte vielversprechende Resultate, die ihre Strategie bestätigten und infolgedessen ihre Erwartungen noch erhöhten.

Als sie irgendwann erfuhr, dass man für ein Studium an amerikanischen Universitäten viel Geld bezahlen muss, war das ein schwerer Schlag für sie. Zum ersten Mal sah ich meine Mutter in einem derart deprimierten Zustand. Einen Augenblick glaubte ich, sie würde den gleichen Weg wählen wie mein Vater und nur noch vor sich hin vegetieren. All ihre Pläne waren zunichtegemacht worden. Sie fühlte sich wirklich verflucht.

Es dauerte jedoch nicht sehr lange, bis sie sich von diesem Schock erholte. Sie vereinbarte ein Gespräch mit dem Schuldirektor, um ihn davon zu überzeugen, dass man einen jungen amerikanischen Staatsbürger nicht darben lassen könne, wo doch seine brillanten Noten die Fähigkeit garantierten, dem Vaterland zu dienen – vorausgesetzt, man gewährte ihm Zugang zu den hohen Ämtern, welche die Universität in Aussicht stelle. Es musste eine Lösung geben; waren nicht irgendwelche Stipendien oder dergleichen verfügbar? Mit stolzge-

schwellter Brust kehrte sie nach Hause zurück. Ihrer Ansicht nach war die Sache ganz einfach. Die Lösung bestand aus fünf Buchstaben: SPORT. Wenn ich im Sport besondere Erfolge errang, konnte es gut sein, dass eine Universität mir die kostenlose Einschreibung ermöglichte, damit ich mich ihrem Team anschliesse und dadurch dessen Siegchancen bei Turnieren vergrößerte.

Ich wurde also einem intensiven Körpertraining unterzogen, wagte aber nie, meiner Mutter einzugestehen, dass ich den Sport schon immer zutiefst verabscheut hatte. Sie trieb mich bis zum Äußersten, spornte mich an und ermutigte mich, während sie meine Ergebnisse mit Argusaugen verfolgte. Meine früheren eher mittelmäßigen Noten in diesem Fach schienen sie nicht aus der Fassung zu bringen. »Wenn man will, kann man auch«, sagte sie immer und immer wieder.

Schließlich stellte sich heraus, dass ich im Baseball nicht der Schlechteste war. Von diesem Tag an lebte ich für den Baseball. Um mich zu motivieren, befestigte meine Mutter an der Wand meines Zimmers mehrere Poster mit Stars der Mannschaft von Detroit, den Tigers. Beim Frühstück trank ich aus einem Henkelbecher, auf dem die Tigers abgebildet waren. Überall begegnete ich ihnen: auf meinem Schlüsselanhänger, meinen T-Shirts, meinen Schuhen, meinem Bademantel, meinen Füllern. Ich aß Tigers, schrieb Tigers, wusch mich mit Tigers und schlief sogar mit Tigers ein. Das ging tatsächlich so weit, dass mich der Baseball bis in meine Träume

verfolgte: Es war ihr gelungen, mein Gehirn zu sponsern, meine nächtlichen Gedanken mit Plakaten zu infiltrieren. Sie machte Überstunden, um meinen Mitgliedsbeitrag im nahe gelegenen Klub bezahlen zu können, bei dem sie mich ohne zu zögern einschrieb. Dort verbrachte ich mindestens drei Stunden pro Tag, fünf am Wochenende. Die Schreie des Trainers hallten noch Jahre später in meinen Ohren wider.

Zudem erinnere ich mich mit Ekel an den abstoßenden Geruch in den Umkleidekabinen nach der Anstrengung, wenn meine Kameraden schweißgebadet die Trikots auszogen. In Sekundenschnelle waren die Scheiben beschlagen, und die Atmosphäre wurde unerträglich. Ich hasste diesen Sport, aber ich liebte meine Mutter und hätte alles getan, um sie nicht zu enttäuschen. Sie hatte ihr Leben darauf ausgerichtet, Hoffnungen zu nähren, und ich war überzeugt, dass sie an dem Tag, da sie nichts mehr erwartete, sterben würde.

Die Zukunft gab mir recht: Meine Mutter starb einige Jahre später am Tag nach meiner Diplomverleihung an der Universität. Ich war allein, mit einem MBA in der Tasche, den ich nicht wirklich ersehnt hatte. Nachdem ich in meiner Ausbildungszeit mit jungen Menschen zusammen gewesen war, deren Vorlieben und Bestrebungen ich nicht teilte, hatte ich nun nicht einmal Freunde. Man bot mir den Posten des stellvertretenden Leiters der Buchhaltung in einer großen Firma an. Obwohl das Gehalt angemessen war, erwies sich die Arbeit schon bald als uninteressant; aber ich war nicht enttäuscht,

denn ich hegte keinerlei Erwartung. Aufgrund der Lebensumstände meiner Mutter hatte ich sehr früh gelernt, dass jede Hoffnung vergeblich ist.

*Ein weiterer Schritt ...*

Nach mehreren Jahren einer inhaltslosen Existenz ohne Ziel reiste ich aus einer plötzlichen Anwandlung heraus nach Frankreich. Trieb mich der unbewusste Wunsch, an meine Ursprünge anzuknüpfen, oder hatte ich die Absicht, das elende Lebensmuster meiner Mutter zu durchbrechen, indem ich den Weg in umgekehrter Richtung zurücklegte? Ich weiß es nicht. Jedenfalls fand ich mich in Paris wieder und beschloss kurz nach meiner Ankunft, dort zu bleiben. Die Stadt war schön, doch das war nicht der Grund. Es gab noch etwas anderes: eine Eingebung oder Vorahnung, dass sich mein Schicksal an diesem Ort erfüllen würde. Zu jener Zeit war mir nicht klar, dass ich so schnell dort sterben wollte.

Ich suchte eine Arbeit und bekam einen Gesprächstermin mit einem der Verantwortlichen von Dunker Consulting, einer Personalberatungsfirma, die leitende Buchhalter für große Unternehmen suchte. Er erklärte, ich sei nicht vermittelbar, denn die französische Buchhaltung beruhe auf Vorschriften, die sich von der angelsächsischen völlig unterschieden. Zwischen beiden bestehe überhaupt keine Verbindung. »Das heißt, Sie könnten all Ihre Studien wieder bei null beginnen«, sagte er mit einem Anflug von Humor, der nur ihn zum Lachen brachte. Jedes seiner Grinsen rief ein kurzes Zu-

cken hervor, das die Falten des Doppelkinns in Schwingung versetzte. Ich blieb ungerührt. Andererseits, bekräftigte er, ließen meine weitgefächerten Kenntnisse auf diesem Gebiet, verbunden mit meiner amerikanischen Bildung, meine Bewerbung wünschenswert erscheinen – nämlich in ihrem eigenen Büro, wo ich Berater werden könne. Tatsächlich seien amerikanische Firmen ihre wichtigsten Klienten, die Wert darauf legten, dass die Anwerbung ihrer Buchhalter einem Amerikaner anvertraut werde. »Unmöglich«, warf ich ein, »das Anwerben ist nicht mein Job; davon hab ich überhaupt keine Ahnung.« Ein perverses Lächeln spielte um seinen Mund. Der alte Hase, konfrontiert mit der Verlegenheit einer jungen Frau, die ihm im letzten Moment eingesteht, dass sie noch Jungfrau ist. »Und gerade damit machen wir unsere Geschäfte«, sagte er mit wissender Miene.

Ich wurde eingestellt und in einen zweiwöchigen Intensivkurs geschickt, begleitet von anderen jungen Auszubildenden, die zur dauerhaften Entwicklung der Agentur beitragen sollten. Das Durchschnittsalter der Teilnehmer lag bei dreißig Jahren, was mir für die Ausübung dieses Berufs äußerst niedrig vorkam. Die Vorzüge und Fähigkeiten eines Kandidaten einzuschätzen lief meines Erachtens darauf hinaus, einen Menschen zu beurteilen, und es machte mir Angst, eine solche Verantwortung übernehmen zu müssen. Meine Kollegen in der Ausbildung zerbrachen sich darüber wohl nicht den Kopf: Es bereitete ihnen ganz offensichtlich Vergnügen, in den



respektierten Anzug des Personalberaters zu schlüpfen. Sie nahmen sich sehr ernst und verkörperten bereits ihre Funktion. In der Gruppe herrschte allgemein das Gefühl vor, einer bestimmten Elite anzugehören. Der Stolz ließ keinen Platz für Zweifel.

In vierzehn Tagen wurden uns die Kniffe des Berufs beigebracht: eine einfache, aber sehr vernünftige Methode, wie man Einstellungsgespräche führt, und eine Reihe von neu-modischen Techniken, die ich heute als Albernheiten betrachte.

Ich lernte, dass man nach dem Empfang eines Bewerbers einige Augenblicke schweigsam bleiben muss. Wenn er zuerst das Wort ergriff, hatte man es zweifellos mit einer künftigen Führungskraft zu tun. Wenn er hingegen geduldig darauf wartete, das Wort erteilt zu bekommen, zeichnete sich hinter seiner Zurückhaltung bereits das Profil des Mitläufers ab.

Wir sollten ihn auffordern, sich ganz offen zu geben. »Erzählen Sie mir von sich«, und zu Beginn des Spiels keine allzu genauen Fragen stellen. Wenn der Kandidat von allein loslegte, handelte es sich um eine selbstständige Person. Wenn er uns jedoch zunächst nach unseren Präferenzen fragte oder bei seinem Studium anfang oder auf die Geschehnisse seit seiner letzten Anstellung zurückblickte, so kennzeichnete ihn ein Mangel an Initiative. In diesem Fall war er ein Herdentier!

In Paaren übten wir, die uns beigebrachten Methoden mithilfe des sogenannten *Rollenspiels* in die Praxis umzusetzen:

Einer von beiden spielte die Rolle des Personalberaters, während der andere in die Haut des Kandidaten schlüpfte, der ein Szenario erfand, eine berufliche Laufbahn, damit sein Gegenüber trainieren konnte, das Gespräch zu führen, Fragen zu formulieren und die »Wahrheit« des Anwärters ans Licht zu bringen.

Am erstaunlichsten war für mich zweifellos die von Konkurrenzdenken geprägte Atmosphäre, die während dieser Übungen herrschte. Jeder versuchte, den anderen, der abwechselnd als ein zu entlarvender Lügner oder als ein zu überlistender Gegner angesehen wurde, in die Falle zu locken. Am komischsten war, dass der Ausbilder – selbst ein bei Dunker Consulting angestellter Berater – ebenfalls in den Wettkampf eingriff und ein hämisches Vergnügen daran fand, die Versäumnisse oder Unbeholfenheiten deutlich hervorzuheben. »Du bist drauf und dran, reingelegt zu werden!« – das war sein Lieblingssatz, in spöttischem Ton ausgesprochen, während er die Rollenspiele überwachte und sich immer wieder einmischte. Damit deutete er an, dass er natürlich wisse, wie man es richtig macht.

Zwei Wochen später wurden wir für tauglich befunden, den Dienst anzutreten.

Ich verbrachte meine Tage damit, hinter einem Schreibtisch zu sitzen und schüchternen Zahlenmenschen zuzuhören, die mir mit puterrottem Gesicht infolge des Lampenfiebers ihren beruflichen Werdegang erzählten und weismachen

wollten, ihre drei hauptsächlichen Schwächen seien der Perfektionismus, eine übertriebene Gründlichkeit und die Neigung, zu viel zu arbeiten. Sie ahnten nicht im Entferntesten, dass ich noch schüchterner war und mich noch unwohler fühlte als sie. Ich hatte nur ein bisschen mehr Glück, weil mir meine Rolle einen nicht unwesentlichen Luxus bescherte, nämlich sie reden zu lassen, anstatt selber zu reden. Aber jedes Mal fürchtete ich mich vor dem Moment, da ich, gleich einem unerbittlichen Richter, neun von zehn Kandidaten anzukündigen gezwungen wäre, dass ihre Bewerbungsunterlagen nicht dem gesuchten Profil entsprächen. Ich hatte den Eindruck, sie zum Straflager zu verurteilen. Mein Unbehagen verstärkte das ihre, wodurch in einem schrecklichen Teufelskreis auch das meine größer wurde. Ich ersticke in dieser Rolle, und die Stimmung in der Firma trug keineswegs zur Entspannung bei. Die verkündeten menschlichen Werte dienten nur als Fassade. Die tägliche Wirklichkeit war hart, kalt und voller Konkurrenzdruck.

Es war Audrey, die es mir ermöglichte, in dieser Situation eine Weile zu überleben. Ich begegnete ihr an einem Sonntagnachmittag bei Mariage Frères, Rue des Grands-Augustins. Diesen Ort jenseits der Zeit zu betreten genügte, um mir ein Gefühl von Erleichterung zu verschaffen. Sobald die Eingangstür geöffnet war, ließ einen der erste Schritt auf dem alten, knarrenden Eichenparkett in die vornehme Atmosphäre eines Handelshauses für Tee im französischen Kolonialreich eintau-

chen. Sogleich fühlte man sich verzaubert von den gemischten Düften Hunderter Sorten, sorgfältig aufbewahrt in riesigen Behältern aus jener Zeit, und diese Wohlgerüche versetzten einen augenblicklich in den Fernen Osten des 19. Jahrhunderts, wohin der Geist bereits entfloh. Man musste nur die Augen schließen, um sich vorzustellen, an Bord eines Dreimasters zu sein, der, beladen mit uralten Holzkisten voller kostbarer Blätter, dann im Laufe langer Monate die Weltmeere überquerte.

Obwohl ich bei dem jungen Mann hinter der Ladentheke hundert Gramm *Sakura 2009* bestellte, flüsterte mir eine weibliche Stimme ins Ohr, der *Sakura impérial* sei feiner. Ich drehte mich um, überrascht, dass in einer Stadt, wo jeder in seiner Blase bleibt und die anderen hochmütig ignoriert, eine Unbekannte das Wort an mich richtete. Sie sagte zu mir: »Glauben Sie mir nicht? Kommen Sie, ich gebe Ihnen davon zu kosten«, nahm meine Hand und zog mich, vorbei an den Kunden und den Sammlungen von Teekannen aus entfernten Gegenden, durch den Raum in Richtung der kleinen Treppe, die zum oberen Stockwerk führte; dort befand sich der Salon für die Kostprobe. Das Ambiente war intim und elegant. Die Ober in naturfarbenen Leinenanzügen bewegten sich leise und feierlich zwischen den Tischen. In meiner lässigen Kleidung hatte ich das Gefühl, ein einziger Anachronismus zu sein. Wir setzten uns in eine Ecke, an einen kleinen Tisch, auf dessen weißer Decke neben Silberbestecken Porzellantassen mit dem Signet des illustren Hauses standen.

Audrey, so hatte sie sich mir vorgestellt, bestellte die beiden Tees, warme Scones und einen »coup de soleil«, die Spezialität, die ich ihrer Meinung nach unbedingt probieren sollte. Unser Gespräch bereitete mir vom ersten Augenblick an Freude. Sie studierte an der Kunstakademie und bewohnte im dortigen Viertel ein Zimmer unter dem Dach. »Du wirst sehen, es ist wirklich hübsch«, sagte sie, wodurch sie mir zu verstehen gab, dass unsere Begegnung nicht an der Tür von Mariage Frères enden würde.

Ihr Zimmer war in der Tat reizend – winzig, mit schrägen Wänden, alten Deckenbalken und einem Dachfenster, das Ausblick bot auf eine Reihe grauer Dächer, deren abfallende Seitenflächen in alle Richtungen zu streben schienen. Es fehlte nur noch eine Mondsichel, und man hätte sich bei den *Aristocats* gewähnt. Mit natürlicher Anmut legte sie ihre Kleidung ab, und ich liebte sofort ihren Körper, der von einer mir ungewohnten Zartheit war. Ihre Schultern und Arme bestachen durch erlesene Feinheit, nicht anzutreffen bei einer jungen Frau, die mit Cornflakes und Leistungssport aufwächst. Ihre göttlich weiße Haut kontrastierte mit den Haaren, und ihre Brüste, mein Gott, ihre Brüste waren ... sublim, einfach sublim. Fünffzigmal in dieser Nacht dankte ich ihr, kein Parfüm genommen zu haben, während ich mich an dem wollüstigen, wie eine Droge berauschenden Geruch ihrer Haut an allen Körperstellen ergötzte. Diese Nacht wird mich über meinen Tod hinaus mit ihr verbinden.

Am nächsten Morgen erwachten wir engumschlungen. Ich eilte los, um Croissants zu holen, und stieg dann wieder die sechs Etagen in ihrem Treppenhaus hoch. Ich warf mich in ihre Arme, und wir schliefen erneut miteinander. Zum ersten Mal in meinem Leben erfuhr ich dieses Glück. Das war eine neue, seltsame Empfindung. Nie hätte ich geahnt, dass gerade sie den tiefen Fall vorbereitete, von dem ich mich nicht mehr erholen würde.

Vier Monate lang drehte sich mein Leben um Audrey. Sie besetzte meine Gedanken am Tag und meine Träume bei Nacht. Ihr Stundenplan an der Kunstakademie war voller Leerstellen und ließ ihr ziemlich viel freie Zeit. Oft geschah es, dass wir uns während der Woche tagsüber trafen. Ich gab vor, einen Termin mit einem Klienten zu haben, und verbrachte ein oder zwei Stunden mit ihr in dem Hotelzimmer, das wir nahe dem Büro mieteten. Ich fühlte mich ein wenig schuldig. Aber wirklich nur ein wenig: Das Glück macht egoistisch.

Eines Tages war ich im Büro, als Vanessa, unsere Assistentin, anrief, um mir mitzuteilen, dass meine Bewerberin angekommen sei. Ich erwartete zwar niemanden, doch da mein Organisationstalent zu wünschen übrig ließ, war ich im Zweifel und bat darum, sie hochzuschicken. Ich zog es vor, eine Kandidatin umsonst zu empfangen, anstatt Vanessa Beweise meiner Planlosigkeit zu liefern. In weniger als einer halben Stunde hätte mein Abteilungsleiter davon erfahren. Ich wartete vor meiner Bürotür, und mich traf fast der Schlag, als ich

am Ende des Flurs Vanessa in Begleitung von Audrey sah, die sich als Buchhalterin verkleidet hatte. Die Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, trug sie ein zu enges Kostüm und eine kleine Nickelbrille, die ich an ihr noch nicht gesehen hatte. Eine echte Karikatur, die ans Groteske grenzte. Ich dankte Vanessa, wobei mir fast die Stimme versagte, und schloss hinter Audrey die Tür. Mit aufreizender Geste und leicht verzogenem Mund nahm sie die Brille ab. Ich durchschaute sofort ihre Absicht. Ich schluckte und spürte, wie mein Körper von einem heftigen Schauer ergriffen wurde. Und ich kannte sie gut genug, um zu wissen, dass nichts sie aufhalten würde.

An jenem Tag verwandelte sich der Konferenztisch in ein Möbelstück, das ich nie mehr mit den gleichen Augen betrachten würde. Ich hatte panische Angst, dass man uns erwischte. Sie war verrückt, aber genau das liebte ich abgöttisch.

Als Audrey mich vier Monate später verließ, kam mein Leben schlagartig zum Stillstand. Ohne ihre Gründe zu kennen, ohne vorher den geringsten Verdacht gehegt zu haben nahm ich eines Abends einen kleinen Umschlag aus meinem Briefkasten. Darin ein Wort, ein einziges Wort in ihrer charakteristischen Handschrift: »Adieu.« Wie versteinert blieb ich im Eingang meines Wohnhauses, vor dem noch offenen Briefkasten stehen. In meinen Adern gefror das Blut. Mir schwirrte der Kopf. Fast hätte ich mich erbrochen. Ich betrat den alten hölzernen Aufzug, der mich auf meinem Stock-



Laurent Gounelle

## **Gott reist immer incognito**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 608 Seiten, 12,5 x 18,3 cm  
ISBN: 978-3-442-21944-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2011

Eine spannende Erzählung über die Suche nach Lebenssinn

Alan steht auf dem Eiffelturm, bereit zu springen, weil ihm das Leben ohne Sinn und Ziel erscheint. Plötzlich spürt er eine Hand auf seiner Schulter ruhen: Ein älterer, distinguiertes Mann vermag ihn von diesem Sprung abzuhalten; mit überzeugenden Worten verspricht er Alan ein neues, erfülltes Leben, sofern er sich bestimmten Aufgaben stellt. Alan gerät in einen Strudel voller Ereignisse und die Entdeckungen, die er dabei macht, sind alles andere als beruhigend ...

 [Der Titel im Katalog](#)